

Dossier

Geschlechtsidentität

Sexuelle Identität und Orientierung

Ob wir uns als Mann oder Frau erleben beziehungsweise die Umwelt uns als solche erkennt, hängt von verschiedenen komplexen Vorgängen ab. Die klinische Sexologin und Psychotherapeutin FSP Christa Gubler beleuchtet Begriffe der Geschlechtsidentität näher und bettet sie entwicklungspsychologisch ein.

Zu den ersten Eindrücken, die wir bei der Begegnung mit einem andern Menschen haben, zählt die Zuordnung zum Geschlecht: Das ist eine Frau, das ist ein Mann. Diese Wahrnehmung und Einordnung in Stereotypen (wie Geschlecht, Rasse, Sozialstatus) beeinflusst unsere sozialen Interaktionen und Beziehungen mit anderen Personen im Alltag wesentlich. Sie sind ein zentraler Aspekt von Sympathie und Antipathie, können aber auch zu Vorurteilen und Diskriminierungen führen. Ein neugeborenes Kind interessiert sich nicht dafür, welchem Geschlecht es zugehört und mit welchen Folgen dies verbunden ist. Doch genau diese Fragen, warum und wie die Entwicklung der Geschlechtsidentität zur Frau beziehungsweise zum Mann verläuft, was es heisst, eine Frau/ein Mann zu sein, und worin die Unterschiede bestehen, gehören zu den spannendsten und zugleich umstrittensten Themen der humanwissenschaftlichen Forschung. Sie beschäftigen seit Jahrzehnten zahlreiche Fachgebiete, insbesondere die Psychologie, die Humanmedizin, die Soziologie und die Anthropologie.

Gefühle und Körper im Zwist

1949 differenzierte der amerikanische Arzt David Cauldwell als Erster zwischen dem biologischen Ge-

schlecht (*sex*) und dem Zugehörigkeitsgefühl zum biologischen Geschlecht (*gender*). Als Störungsbilder bezüglich Gender unterschied er klar zwischen Homosexualität, Transvestismus, Transsexualität und Intersexualität. Bis dahin differenzierten die Vertreter der verschiedenen Forschungsgebiete nicht zwischen unterschiedlichen Ausprägungen der Geschlechtsidentität. Im deutschen Sprachgebrauch gibt es bis heute keine einheitlichen Bezeichnungen entsprechend der englischen Termini *gender* und *sex*. Begriffe wie *Geschlechtsidentität*, *sexuelle Identität*, *Gefühl der Zugehörigkeit zum biologischen Geschlecht* und *sexuelle Orientierung* werden sowohl in den verschiedenen Wissenschaftszweigen wie auch im Alltag nicht immer mit gleicher Bedeutung verwendet. Unklare Vorstellungen können zu Berührungängsten, Stigmatisierungen und Vorurteilen gegenüber Personen führen, die vom Verhalten oder/und der äusseren Erscheinung her nicht in das uns bekannte zweigeschlechtliche Schema Frau/Mann eingeteilt werden können.

Blick auf die Biologie

Doch worauf stützt sich die biologische Festlegung unseres Geschlechts als Mann oder Frau überhaupt? Die körperliche Entwicklung aus einem weiblichen Ei und einer männlichen Samenzelle ist ein äusserst differenzierter biologischer Prozess, eine Zusammenarbeit auf verschiedenen Ebenen: des chromosomalen Geschlechts (das heisst der genetischen Determinierung; Chromosomen XX oder XY), des gonadalen Geschlechts (Keimdrüsen: Androgen produzierende Hoden beziehungsweise Östrogen produzierende Eierstöcke), des gonaductalen Geschlechts (Unterscheidung der inneren Geschlechtsgänge: Nebenhoden, Samenleiter und -blase, Prostata; Eileiter, Gebärmutter, Vagina), des äusseren genitalen Geschlechts (Hoden, Penis; grosse und kleine Venuslippen, Klitoris) und des zerebralen Geschlechts, das heisst die frühe Differenzierung des Gehirns durch geschlechtsspezifische Hormone. Es grenzt an ein Wunder, dass sich die Abermillionen menschlichen Zellen in diesem sehr komplex verlaufenden Prozess miteinander verständigen können. In diesem (häufigsten und daher als «normal» gel-

tenden) Fall werden Kinder mit einem eindeutig zuordbaren biologischen Geschlecht als Mädchen oder Junge geboren.

Intersexualität

Doch was passiert, wenn die Kommunikation zwischen den Zellen bei den oben beschriebenen Vorgängen abweichend abläuft? Diese Kinder werden als eine von vielen Varianten zwischen den Geschlechtern geboren – beispielsweise bekannt als Zwitter oder Hermaphroditen. Dieses Dazwischensein wird *Intersexualität* genannt. Sie können nicht dem eindeutig männlichen oder eindeutig weiblichen Geschlecht zugeordnet werden, weil die inneren und äusseren Geschlechtsmerkmale uneindeutig oder widersprüchlich sind. Wie häufig Intersexualität entsteht, darüber gehen die Meinungen weit auseinander, es werden Zahlen zwischen 1:200 und 1:5000 angeführt. Das ist nicht zuletzt mit der uneinheitlichen Verwendung der Begriffe zu erklären. Äusserlich weibliche Individuen beispielsweise können genetisch männlich sein (XY-Chromosomen) – anstelle von Eileitern und Gebärmutter sind Hoden vorhanden. Aufgrund ihres Genitals als Jungen deklarierte Kinder wiederum weisen einen weiblichen Chromosomensatz (XX) und ebensolche innere Fortpflanzungsorgane auf. Die Zuweisung des Neugeborenen zu seinem Geschlecht, auch Hebammengeschlecht genannt, orientiert sich an den äusseren Geschlechtsmerkmalen des Neugeborenen und hat gesetzliche Folgen: der Eintrag des Geschlechts im Zivilstandsregister. Die geltenden Masse zur Bestimmung des Geschlechts bei Neugeborenen sind für die Klitoris eine Grösse von weniger als 0,85 Zentimeter, für einen Penis eine Länge von 2,5 Zentimeter. Und dazwischen? Oft, aber längst nicht immer, weist eine Abweichung des Genitals auf Intersexualität hin: Das Spektrum reicht von der vergrösserten über die penisähnliche Klitoris bis hin zum Mikropenis. Vielfach ist Intersexualität erst in der Pubertät ersichtlich, wenn die körperliche Entwicklung des jungen Menschen nicht dem erwarteten Phänotyp entspricht. Das Problem für die Betroffenen ist dabei in erster Linie unsere Einteilung in die Stereotypen männlich oder weiblich und der Umgang mit der

Zuordnung, Variationen haben bei uns in der Schweiz (noch) keine eigene Kategorie, im Gegensatz zu Ländern wie Australien, Pakistan oder Indien. Aus diesen Gründen wurden Menschen mit nicht eindeutigen Geschlechtsmerkmalen bereits im Kindesalter operativ einem Geschlecht «angepasst», noch bevor sie sich einem Geschlecht zugehörig fühlen konnten. Das führt bei den Betroffenen zu erheblichem Leiden, vor allem wenn das kosmetisch adaptierte Geschlecht im späteren Leben nicht mit dem Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit übereinstimmt. Die Anpassungsoperationen und Folgemassnahmen wie etwa lebenslängliche Hormonabgaben können zudem das sexuelle Empfinden vermindern oder zerstören und haben auch einen Einfluss auf die Gesundheit. Fachleute plädieren vermehrt dafür, entsprechende Operationen ausschliesslich auf Wunsch der Betroffenen durchzuführen, sobald diese sich darüber im Klaren sind, welchem Geschlecht sie sich selber zugehörig fühlen.

Das antrainierte Geschlecht

Jeder Mensch wird demzufolge mit einem biologischen Geschlecht geboren – sei es eindeutig männlich, weiblich oder als Variation. Die Übereinstimmung mit dem subjektiv gefühlten Geschlecht als Mann oder Frau ist dadurch nicht zwangsläufig gegeben. Ein weiterer, erlernter Faktor beeinflusst unsere Geschlechtsidentität: das soziale Geschlecht. Damit ist die Erziehung als Mädchen oder Junge entsprechend der kulturell typischen Rollenerwartungen gemeint (den Stereotypen). Gemäss dem Sexualwissenschaftler und Professor für Psychologie Jean-Yves Desjardins von der Universität Quebec in Montreal ist ein Stereotyp die kulturell geprägte Interpretation von Verhalten, Gestik, Haltung, Gang, Morphologie und Interessensfelder einer Person, die dem Männlichen beziehungsweise dem Weib-

lichen zugeordnet werden. Auf dieser Ebene lernt das Kind im Alter bis zirka zweieinhalb Jahre, sein eigenes Geschlecht zu erkennen mittels Beobachtung der Bezugspersonen sowie durch verbale und nonverbale Rückmeldungen seines sozialen Umfelds (Kosenamen, Stimme, Gestik, Spielzeug und so weiter). Die Bekräftigung gewünschter geschlechterspezifischer Verhaltensweisen und allenfalls Sanktionierung unerwünschten Verhaltens vermitteln dem Kind ein «inneres» Bild dessen, was von einem Jungen/einem Mädchen erwartet wird. Das Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit entwickelt sich ab zweieinhalb Jahren als subjektive, überdauernde Gewissheit und Erfahrung der eigenen Individualität, des eigenen Verhaltens und Erlebens als eindeutig männlich oder weiblich – oder möglicherweise als irgendwo dazwischen. Desjardins unterscheidet verschiedene Ausprägungen des Gefühls der Zugehörigkeit zum biologischen Geschlecht, wobei die Übergänge fließend sind und die Ausprägungen im Laufe des Lebens ändern können. Üblicherweise baut sich das subjektive Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit bis zum Alter von vier bis fünf Jahren auf, in Übereinstimmung mit dem biologischen Geschlecht (Wahrnehmung der eigenen Genitalien) und dem sozialen Geschlecht (Feedbacks der Umgebung), und wird als sicher und stimmig erlebt.

Transsexualität

Manche merken aber schon als Kind, dass ihr subjektives Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit nicht übereinstimmt mit dem biologischen und/oder dem sozialen Geschlecht. Das ist für sie verwirrend, unbegreiflich und führt dazu, dass sie sich ausgeschlossen, anders als «normal» wahrnehmen. Bei dieser Verunsicherung im Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit erhält die Person von sich den Eindruck, als Mann nicht ge-

Facts

- Transsexualität ist von der sexuellen Orientierung unabhängig. Transpersonen können sich sowohl vor wie auch nach der geschlechtsanpassenden Operation vom gleichen Geschlecht und/oder vom Gegengeschlecht emotional und sexuell angezogen fühlen.
- Transvestismus ist die zeitweilige Präferenz für das Tragen der Kleidung und das Verhalten des andern Geschlechts. Dies kann, muss aber nicht zur Disharmonie im Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit führen.
- Die Geschlechtergruppen unterscheiden sich in Charakter und Temperament weniger stark als die

Individuen untereinander innerhalb der Geschlechtergruppen.

- Weder Transsexualität noch die sexuelle Orientierung sind nach dem heutigen Stand der Wissenschaft genetisch bedingt.
- Die sexuelle Orientierung ist keine Identität im eigentlichen Sinne, sondern ein sexueller/emotionaler Anziehungscode.
- Intersexualität und Transsexualität sind keine sexuellen Funktionsstörungen.
- Intersexualität kann, muss aber nicht zur Verunsicherung des Gefühls der Geschlechtszugehörigkeit führen.

nügend männlich beziehungsweise als Frau nicht genügend weiblich zu sein. Sie identifiziert sich dennoch mit ihrem biologischen Geschlecht und den entsprechenden Stereotypen. Bei länger andauernder oder stärkerer Verunsicherung zeigt sich die Ambivalenz im Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit: Die Selbstwahrnehmung eigener Männlichkeit respektive Weiblichkeit bleibt diffus, vage und unklar. Die betroffene Person weiss um ihr biologisches und soziales Geschlecht, dennoch fühlt sie sich als «geschlechterneutral», «keinem der Geschlechter» oder «gleichzeitig beiden Geschlechtern» zugehörig. Kommt das Gefühl hinzu, im falschen Körper zu leben, besteht nach Desjardins eine «Disharmonie im Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit». Sie strebt nach andern Merkmalen und will auch von ihrer gesellschaftlichen Umwelt als Angehörige(r) des anderen Geschlechts wahrgenommen und anerkannt werden. Ist das nicht der Fall, wird die Lebensqualität der Betroffenen massiv beeinträchtigt. Menschen, die vollständig in die andere Geschlechterrolle wechseln und eine Hormontherapie und eventuell geschlechtsangleichende Operation als notwendige Behandlung benötigen, um den Körper dem subjektiv erlebten Identitätsgeschlecht anzupassen, werden als *transsexuell* oder *transident* bezeichnet. Während Intersexualität sich also auf das biologische Geschlecht bezieht, betrifft Transsexualität das Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit.

Sexuelle Ausrichtung

Das subjektive Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit (zum biologischen Geschlecht) spielt somit eine wichtige Rolle für das Eingebundensein in unserer Gesellschaft. Und – als wäre das alles nicht schon kompliziert genug – fügen wir dem Verständnis der Geschlechtsidentität eine weitere Komponente hinzu: die sexuelle Orientierung. Dieser Begriff umfasst eine emotionale und/oder sexuell ausgeprägte Anziehung zu einer Person des andern Geschlechts (heterosexuell), des gleichen Geschlechts (homosexuell beziehungsweise schwul oder lesbisch) oder beider Geschlechter (bisexuell). Die sexuelle Orientierung unterscheidet sich von anderen Aspekten des Geschlechts und der Geschlechtsrolle, wie dem biologischen Geschlecht, des Gefühls der Geschlechtszugehörigkeit und der sozialen Geschlechterrolle. Die sexuelle Orientierung kann stabil bleiben oder sich im Laufe des Lebens (mehrmals) ändern.

Die Entwicklung der Geschlechtsidentität umfasst somit einen lebenslangen Lernvorgang auf der Grundlage genetischer, hormoneller, entwicklungsbedingter, sozialer und kultureller Einflüsse.

Christa Gubler

Literatur

Cauldwell, D. O. (1949). Psychopathia transexualis. *Sexology*, 16, 274–280.

Desjardins, J. Y. (1980). *L'érotisme au quotidien*. Québec: Héritage.

Desjardins, J. Y. (2010). *Ausbildung in Sexocorporel*. Heft 5 (Deutsche Übersetzung). Montréal: Verlag Académie du Sexocorporel Desjardins Inc.

Gehrig, P. (2002). *Ebenen der Geschlechtszugehörigkeit*. Unveröffentlichtes Manuskript, Institut ZISS.

Rauchfleisch, U. (2008). *Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Die Autorin

Lic. phil. Christa Gubler ist klinische Sexologin ISI, AS-PSC, und Psychotherapeutin FSP. Sie ist Dozentin und Mitbegründerin des Zürcher Instituts für klinische Sexologie und Sexualtherapie ZISS und arbeitet in eigener Praxis zudem als Einzel-, Paar- und Familientherapeutin sowie forensische Therapeutin. Sie verfasst zurzeit ihre Doktorarbeit über das sexuelle Erleben bei Transsexuellen.

Kontakt

Lic. phil. Christa Gubler, Kruggasse 1, 8001 Zürich oder
c/o ZISS, Zürcher Institut für klinische Sexologie und Sexualtherapie, Minervastr. 99, 8032 Zürich.
www.ziss.ch
christa.gubler@ziss.ch

Résumé

Se voir en tant qu'homme ou femme et se reconnaître comme tel/telle – appréhender aussi sous cet angle le monde qui nous entoure – est lié à divers processus complexes. Soumis à des influences génétiques, hormonales, développementales, sociales et culturelles, le développement de l'identité sexuelle est une démarche d'apprentissage appelée à durer toute une vie. Souvent les expressions qui s'y rapportent sont employées sans aucune cohérence, ce qui peut conduire à de graves malentendus, que ce soit dans le domaine scientifique ou dans la vie de tous les jours.

Dans l'article de Christa Gubler, psychothérapeute FSP, les identités sexuelles (biologiques), le sentiment d'appartenance à un sexe biologique et les orientations sexuelles vues comme autant de codes d'attraction et d'attirance sont passés, au travers de leur terminologie, au crible de la critique et inscrits dans la perspective de la psychologie du développement.